



1925-10-11

Die Geburt des Lebens

Gabriele Reuter

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19251011&seite=31&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Reuter, Gabriele, "Die Geburt des Lebens" (1925). *Essays*. 193.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/193

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

"Die Geburt des Lebens."

(Von Albert Trentini. Verlag Gebr. Stiepel, Reichenberg.)

Von Gabriele Reuter.

Kurz nachdem Albert Trentini seine grandiose Tragödie "Paradies" veröffentlicht hat, beschenkt er uns mit einer Prosadichtung, die sich ihrem Geiste nach eng an jenes Werk anschließt. Man konnte sie eine Ergänzung oder Erweiterung der dort in großen Umrissen der Menschheitsentwicklung gezeigten Gottesdanken nennen; eine Anwendung auf die einzelne Menschenseele. Um uns gegenwärtig Lebenden die Idee seines Weges zu Gott – wie er ihn für sich gefunden – nahe zu bringen, wählt er einen Mann, eine Frau mitten aus der Gesellschaft Oesterreichs, die er den steilen Höhenweg führt, auf dem sie einzig zu Gott gelangen können. Es ist nicht Zufall, daß er seine beiden Helden aus der altösterreichischen Aristokratie nimmt, denn er findet in ihr die ausgeprägteste Form der durch Jahrhunderte gewordenen Kultur, eine Kultur, deren Inhalt vertrocknet ist, die schon zur leeren Schale, zur reinen Konvention erstarrte und am wenigsten von den Keimen irgendeines zukunftssträchtigen Werdens in sich aufgenommen hat. So ist denn auch grenzenlose Verwunderung und absolutes Unverständnis die einzige Gegenäußerung, die dem Baron Alexander begegnet, als er mit seinem Streben, seine Seele von allem Vergangenen zu läutern, radikalen Ernst macht. Tolstois Held wird zur Auferstehung durch erschütternde Lebenserfahrungen gebracht. Dies fehlt hier bei Trentini, und vielleicht ist es ein Manko. Wir erfahren nicht, wodurch der erste Same des neuen Lebens in die Seele des jungen, reichbegüterten Barons gesenkt wird, so daß er sein Vermögen mitsamt allen Kunstschatzen unter seine Geschwister verteilt und den Weg des heiligen Franziskus einschlägt, das heißt, sich von allen irdischen Interessen und Bestrebungen resolut zu trennen beginnt. Nicht nur von den materiellen Gütern, wohl-verstanden, sondern auch von allen Menschen und Idealen, woran das Herz hängt und wo es bisher stets einen Weg zur Erlösung gesehen hatte.

Ich kenne keinen heutigen Dichter, der in der Unerbittlichkeit, Logik und Härte seiner Forderungen so nahe neben dem großen Russen steht, wie Albert Trentini. Sein Begriff von Gott und dem Verhältnis des Menschen zu seinem Schöpfer scheint mir noch klarer, schärfer gedanklich formuliert als bei jenem, dem alles im Gefühl verwölkt.

Albert Trentinis Anschauung ist diese: Gott erwartet seine Erlösung, seine Befreiung aus dem Krampf des Schaffens durch den Menschen und dessen hingebungsvolle Liebe. Alles Leid der Welt dient dem Menschen zur Hinaufläuterung durch Jahrmillionen der Entwicklung, zur Restbefreiung von der Umklammerung der Materie. Und indem er diesen letzten Grad der Läuterung erreicht, zu seinem Ursprung zurückkehrt, sich erlösend mit Gott verbindet, befreit er auch die sehnde, harrende Schöpfung, die "Kreatur", zum jubelnden Preise ihres Schöpfers.

Diese religiösen Erkenntnisse sind nicht von Trentini zum erstnmal empfangen, es ist die Gedanken- und Gefühlswelt, in der auch die alten deutschen Mystiker sich bewegten. Neu und ihm gehörig ist der furchtbare Ernst, mit dem hier das Problem mitten in das moderne Leben gestellt wird und die Forderung von uns aufglüht: Dies ist der einzige Weg, der auch dich allein zum neuen seelischen Leben führen kann: Der Weg der Absage an alles, was Kultur, Zivilisation, Kirche, Familie und Sinnlichkeit an feinen und groben Ketten um deine Seele gelegt haben, dich ins Irdische fest zu bannen.

Das Motto des Buches lautet:

Der Block des Gewöhnten verrammelt die Schwelle
Wälz ihn hinweg und tritt ein.

Der Pfad führt den natürlichen Menschen von Marterstation zu Marterstation, und die Kämpfe, das Verzagen, die Verzweiflung seines Helden sind vom Dichter mit großer Anschaulichkeit gestaltet: Das Losreißen von dem Andenken an die zärtliche verstorbene Mutter, dann die Abrechnungen mit der von dem frommen Knaben blind verehrten Mutterkirche, das wilde Entbehren nach dem Entschluß, die schwer erkrankte, unsäglich geliebte Gefährtin seiner Kindheit und Schülerin seines Geistes nicht wiederzusehen, die Absage an die Freunde, deren jeder eine Provinz des Reiches vertritt, das die gegenwärtige Kultur bedeutet, und die phantastische Hoffnung auf die Zukunft durch irdische und politische Umwälzungen, und endlich zuletzt die Abwendung von den "guten Werken", dem Dienst an den geplagtesten Kranken und Armen. Warum dies? dürfte man mit einigem Recht fragen. Gehört der Dienst in der Nächstenliebe nicht unbedingt zur Läuterung der Seele?

"Nein!" sagt Trentini. Es ist nur der letzte Schirm, hinter dem die Seele Zuflucht sucht vor der drohenden Vereinsamung. Doch der Mensch kann nur durch alle Schauer eisigster Einsamkeit zu Gott dringen.

Die stürzen sich nun auf den Baron Alexander. Er flieht nicht in die Wüste wie Christus. Er bekommt nur die Grippe, verschließt seine Tür vor jeglicher Pflege und ringt sich durch Fieber und Krankheitsqualen hindurch zum Gefühl vollständigster Nutzlosigkeit eines Daseins und aller Entsagungen. Wie Nietzsche es ausdrückt: Nicht wovon wurdest du frei? sollst du fragen, sondern: wozu wurdest du frei? Und auch Trentini antwortet mit Nietzsche-Zarathustra: Zum Schaffen eines neuen Menschen!

Hier ist die Stufe, auf der sich Trentini von den meisten religiösen Denkern scharf unterscheidet. Die Mehrzahl von ihnen sagt: Der Wert des Objekts, das du für das neue Leben gewinnen willst, ist an sich gleichgültig, es ist auch belanglos, ob deine Mühen von Erfolg gekrönt sind oder nicht, wenn du selbst nur in diesem Beginnen zu höheren Stufen der Gotteserkenntnis schreitest. Alexander begreift nach verschiedenen mißlungenen Versuchen, daß der Mensch, um nach dem höheren Leben überhaupt zu verlangen, schon eine Reihe von seelischen Entwicklungen durchschritten, daß er schon vorbereitet sein muß, für die Gottesgabe auch das Aeußerste an Aufopferung leisten zu können.

Alexander fühlt, daß es nur einen solchen Menschen für ihn gibt: Gräfin Esther Roland, seine Kindheitsfreundin, seine kluge Schülerin, die Geliebte seines Herzens, aus dem er sie mit tausend Schmerzen zu verbannen vermag. Sie ist in konventionell glücklicher Ehe vermählt mit einem eleganten, betriebsamen hohen Beamten des Auswärtigen Amtes, sie hat Kinder, ist scheinbar völlig ausgefüllt von ihrem Leben des Alltags und weilt zur Erholung von schwerer Krankheit in einem Bergkurort. Alexander weiß, daß er die Tragik in dieses umfriedete Leben tragen muß und ahnt auch, welche Gefahr eines völligen Rückfalles ein Wiedersehen für ihn selbst bergen wird. Trotzdem reist er zu ihr, wird herzlich geschwisterlich aufgenommen und im Zimmer neben der Gräfin inquartiert. Nur eine Wand trennt ihre beiden Lager. Der Kampf des Mannes dort in dem Hotelstübchen an der Wand, hinter der die reine Frau friedlich schläft in der tiefen Freude, den lieben Freund in der Nähe zu wissen, sein Ringen mit allen Mächten seines Blutes und allen Sehnsüchten seines Herzens in der dröhnenden Finsternis, die im

Lawinensturz und Föhngerase der Berge den Frühling ankündigt, ist wohl der dichterische Höhepunkt des Buches und von erschütternder Menschlichkeit.

Der Kampf zwischen Mann und Weib wogt auf und nieder, umschlungen von allen Gewalten einer wilden Natur, in der wie in ihren Seelen das neue Leben zum Lichte drängt. Trentini braucht in seinem Goethe-Roman mehr als einmal das Wort: "Mit allen Sternen lächelte der weise Meister." Sie, die Natur, spricht Gottes Sprache in hehrster Lieblichkeit wie in Grausamkeit und Vernichtungswollust. Denn der Gott, der diese Welt schuf, ist wahrhaftig nicht nur der milde Vater, wie ihn liberale Christen gern zitieren – er ist ein Gott rasender Stürme und grauenhafter kosmischer Umwälzungen, in denen Millionen von Lebewesen unter Qualen vergehen, wie er der Gott der süßesten Frühlingsblumen ist.

Es sind nur zwei Menschen, die sich aus Dunkelheit in Not empor ins Helle winden, doch sie sind Symbole der zwei Hälften der Menschheit, die geeint und im Gleichmaß ihrer Schritte, ihres inneren Gestaltens vor Gott treten müssen, wenn ihr ewiges Geschick sich in Wahrheit vollenden soll. Die Rolle, die der Dichter hiebei der Frau zugeteilt hat, ist so zart wie herrlich. Rein aus ihres Herzens naivem Gefühl heraus erkennt sie, daß Alexander in die entsetzlichste Vernichtung zurücksinken würde, wenn er durch sie in die selige Hölle der Sinnlichkeit gerissen würde. Und so versagt sie sich ihm, während immer klarer in ihr die Liebe auflodert, immer ferner Gatte und Kinder hinter ihr entschwinden, bis er stark genug geworden ist, neben ihr die reine Luft einer von allen Erdschlacken geläuterten Paradiesliebe zu atmen.

Der Stil der Erzählung, der bisher in realistischer Darstellung hinströmte, schwingt sich zum Symbolisch-Dithyrambischen empor. Die vom Irdischen befreiten Geister sind fähig geworden, den ungehemmten Kreis aller Entwicklungen der Schöpfung als des Werkes Gottes im ganzen zu überschauen und ihre eigene in die Natur eingeborne allmähliche Menschwerdung im Sturm noch einmal zu durchleben und zu erkennen, wie dieser Weg sie beide mit Urnotwendigkeit zueinander führen und vereinen mußte. Mit Geisterschritten durchgleiten, auf Geistesflügeln überschweben sie alle Reiche der Welt, und ihre Herrlichkeiten, lassen sie hinter sich, um neue Schrecken in Erklimmen der letzten überirdischen Gebirgszacken zu suchen – die Gestirne umrollen sie, unter ihnen gähnen die ewigen Finsternisse – hundertmal will das Weib verzagen, der Mann reißt immer neu sie empor – bis die Fluten ewigen Lichtes sich über sie ergießen. Das Letzte – die Gegenwart Gottes ist erreicht! Sie sind würdig befunden, einzugehen aus dem Gefängnis irdischen Leibes und irdischen Geschickes in die Unermeßlichkeit eines neuen Lebens. Ihr Freitod im Blauen des tiefen Sees ist nur ein Bild und Gleichnis für diesen Uebergang.

Literaturblatt.

„Die Geburt des Lebens.“

(Von Albert Trentini. Verlag Gebr. Stiepel, Reichenberg.)

Von **Gabriele Reuter.**

Kurz nachdem Albert Trentini seine grandiose Tragödie „Paradies“ veröffentlicht hat, beschenkt er uns mit einer Prosadichtung, die sich ihrem Geiste nach eng an jenes Werk anschließt. Man könnte sie eine Ergänzung oder Erweiterung der dort in großen Umrissen der Menschheitsentwicklung gezeigten Gottesgedanken nennen; eine Anwendung auf die einzelne Menschenseele. Um uns gegenwärtig Lebenden die Idee seines Weges zu Gott — wie er ihn für sich gefunden — nahe zu bringen, wählt der Dichter die Form des modernen Romans, wählt er einen Mann, eine Frau mitten aus der Gesellschaft Oesterreichs, die er den steilen Höhenweg führt, auf dem sie einzig zu Gott gelangen können. Es ist nicht Zufall, daß er seine beiden Helden aus der altösterreichischen Aristokratie nimmt, denn er findet in ihr die ausgeprägteste Form der durch Jahrhunderte gewordenen Kultur, eine Kultur, deren Inhalt vertrocknet ist, die schon zur leeren Schale, zur reinen Konvention erstarrte und am wenigsten von den Keimen irgendeines zukunftssträchtigen Werdens in sich aufgenommen hat. So ist denn auch grenzenlose Verwunderung und absolutes Unverständnis die einzige Gegenäußerung, die dem Baron Alexander begegnet, als er mit seinem Streben, seine Seele von allem Vergangenen zu läutern, radikalen Ernst macht. Tolstois Held wird zur Auferstehung durch erschütternde Lebenserfahrungen gebracht. Dies fehlt hier bei Trentini, und

vielleicht ist es ein Manko. Wir erfahren nicht, wodurch der erste Same des neuen Lebens in die Seele des jungen, reichbegüterten Barons gesenkt wird, so daß er sein Vermögen mit samt allen Kunstschätzen unter seine Geschwister verteilt und den Weg des heiligen Franziskus einschlägt, das heißt, sich von allen irdischen Interessen und Bestrebungen resolut zu trennen beginnt. Nicht nur von den materiellen Gütern, wohlverstanden, sondern auch von allen Menschen und Idealen, woran das Herz hängt und wo es bisher stets einen Weg zur Erlösung gesehen hatte.

Ich kenne keinen heutigen Dichter, der in der Unerbittlichkeit, Logik und Härte seiner Forderungen so nahe neben dem großen Ruffen steht, wie Albert Trentini. Sein Begriff von Gott und dem Verhältnis des Menschen zu seinem Schöpfer scheint mir noch klarer, schärfer gedanklich formuliert als bei jenem, dem alles im Gefühl verwölkt.

Albert Trentinis Anschauung ist diese: Gott erwartet seine Erlösung, seine Befreiung aus dem Krampf des Schaffens durch den Menschen und dessen hingebungsvolle Liebe. Alles Leid der Welt dient dem Menschen zur Hinausläuterung durch Jahrmillionen der Entwicklung, zur Restbefreiung von der Umklammerung der Materie. Und indem er diesen letzten Grad der Läuterung erreicht, zu seinem Ursprung zurückkehrt, sich erlösend mit Gott verbindet, befreit er auch die sehnende, harrende Schöpfung, die „Kreatur“, zum jubelnden Preise ihres Schöpfers.

Diese religiösen Erkenntnisse sind nicht von Trentini zum erstenmal empfangen, es ist die Gedanken- und Gefühlswelt, in der auch die alten deutschen Mystiker sich bewegten. Neu und ihm gehörig ist der furchtbare Ernst, mit dem hier das Problem mitten in das moderne Leben gestellt wird und die Forderung vor uns aufglüht: Dies ist der einzige Weg, der auch dich allein zum neuen seelischen Leben führen kann: Der Weg der Ab-

sage an alles, was Kultur, Zivilisation, Kirche, Familie und Sinnlichkeit an feinen und groben Ketten um deine Seele gelegt haben, dich ins Irdische fest zu bannen.

Das Motto des Buches lautet :

Der Block des Gewöhnten verrammelt die Schwelle
Wälz ihn hinweg und tritt ein.

Der Pfad führt den natürlichen Menschen von Marterstation zu Marterstation, und die Kämpfe, das Verzagen, die Verzweiflung seines Helden sind vom Dichter mit großer Anschaulichkeit gestaltet: Das Losreißen von dem Andenken an die zärtliche verstorbene Mutter, dann die Abrechnung mit der von dem frommen Knaben blind verehrten Mutterkirche, das wilde Entbehren nach dem Entschluß, die schwer erkrankte, unsäglich geliebte Gefährtin seiner Kindheit und Schülerin seines Geistes nicht wiederzusehen, die Absage an die Freunde, deren jeder eine Provinz des Reiches vertritt, das die gegenwärtige Kultur bedeutet, und die phantastische Hoffnung auf die Zukunft durch irdische und politische Umwälzungen, und endlich zuletzt die Abwendung von den „guten Werken“, dem Dienst an den geplagtesten Kranken und Armen. Warum dies? dürfte man mit einigem Recht fragen. Gehört der Dienst in der Nächstenliebe nicht unbedingt zur Läuterung der Seele?

„Nein!“ sagt Trentini. Es ist nur der letzte Schirm, hinter dem die Seele Zuflucht sucht vor der drohenden Vereinsamung. Doch der Mensch kann nur durch alle Schauer eisigster Einsamkeit zu Gott dringen.

Die stürzen sich nun auf den Baron Alexander. Er flieht nicht in die Wüste wie Christus. Er bekommt nur die Grippe, verschließt seine Tür vor jeglicher Pflege und ringt sich durch Fieber und Krankheitsqualen hindurch zum Gefühl vollständigster Nutzlosigkeit eines Daseins und aller Entsagungen. Wie Nietzsche es ausdrückt: Nicht wovon

wurdest du frei? sollst du fragen, sondern: wozu wurdest du frei? Und auch Trentini antwortet mit Nichtsische-Barathustra: Zum Schaffen eines neuen Menschen!

Hier ist die Stufe, auf der sich Trentini von den meisten religiösen Denkern scharf unterscheidet. Die Mehrzahl von ihnen sagt: Der Wert des Objekts, das du für das neue Leben gewinnen willst, ist an sich gleichgültig, es ist auch belanglos, ob deine Mühen von Erfolg gekrönt sind oder nicht, wenn du selbst nur in diesem Beginnen zu höheren Stufen der Gotteserkenntnis schreitest. Alexander begreift nach verschiedenen mißlungenen Versuchen, daß der Mensch, um nach dem höheren Leben überhaupt zu verlangen, schon eine Reihe von seelischen Entwicklungen durchschritten, daß er schon vorbereitet sein muß, für die Gottesgabe auch das Aeußerste an Aufopferung leisten zu können.

Alexander fühlt, daß es nur einen solchen Menschen für ihn gibt: Gräfin Esther Roland, seine Kindheitsfreundin, seine kluge Schülerin, die Geliebte seines Herzens, aus dem er sie mit tausend Schmerzen zu verbannen vermag. Sie ist in konventionell glücklicher Ehe vermählt mit einem eleganten, betriebsamen hohen Beamten des Auswärtigen Amtes, sie hat Kinder, ist scheinbar völlig ausgefüllt von ihrem Leben des Alltags und weilt zur Erholung von schwerer Krankheit in einem Bergkurort. Alexander weiß, daß er die Tragik in dieses umfriedete Leben tragen muß und ahnt auch, welche Gefahr eines völligen Rückfalles ein Wiedersehen für ihn selbst bergen wird. Trotzdem reist er zu ihr, wird herzlich geschwisterlich aufgenommen und im Zimmer neben der Gräfin einquartiert. Nur eine Wand

trennt ihre beiden Lager. Der Kampf des Mannes dort in dem Hotelstübchen an der Wand, hinter der die reine Frau friedlich schläft in der tiefen Freude, den lieben Freund in der Nähe zu wissen, sein Ringen mit allen Mächten seines Blutes und allen Sehnsüchten seines Herzens in der dröhnenden Finsternis, die im Lawinensturz und Föhngeräse der Berge den Frühling ankündigt, ist wohl der dichterische Höhepunkt des Buches und von erschütternder Menschlichkeit.

Der Kampf zwischen Mann und Weib wogt auf und nieder, umschlungen von allen Gewalten einer wilden Natur, in der wie in ihren Seelen das neue Leben zum Lichte drängt. Trentini braucht in seinem Goethe-Roman mehr als einmal das Wort: „Mit allen Sternen lächelte der weise Meister.“ Sie, die Natur, spricht Gottes Sprache in

hehrster Lieblichkeit wie in Grausamkeit und Vernichtungswollust. Denn der Gott, der diese Welt schuf, ist wahrhaftig nicht nur der milde Vater, wie ihn liberale Christen gern zitieren — er ist ein Gott rasender Stürme und grauenhafter kosmischer Umwälzungen, in denen Millionen von Lebewesen unter Qualen vergehen, wie er der Gott der süßesten Frühlingsblumen ist.

Es sind nur zwei Menschen, die sich aus Dunkelheit und Not empor ins Helle winden, doch sie sind Symbole der zwei Hälften der Menschheit, die geeint und im Gleichmaß ihrer Schritte, ihres inneren Gestaltens vor Gott treten müssen, wenn ihr ewiges Geschick sich in Wahrheit vollenden soll. Die Rolle, die der Dichter hiebei der Frau zugeweiht hat, ist so zart wie herrlich. Rein aus ihres Herzens naivem Gefühl heraus erkennt sie, daß Alexander in die entsetzlichste Vernichtung zurücksinken würde, wenn er durch sie in die selige Hölle der Sinnlichkeit gerissen würde. Und so versagt sie sich ihm, während immer klarer in ihr die Liebe auflodert, immer ferner Gatte und Kinder hinter ihr entschwinden, bis er stark genug geworden ist, neben ihr die reine Lust einer von allen Erden-schlacken geläuterten Paradiesesliebe zu atmen.

Der Stil der Erzählung, der bisher in realistischer Darstellung hinströmte, schwingt sich zum Symbolisch-Dithyrambischen empor. Die vom Irdischen befreiten Geister sind fähig geworden, den ungehemmten Kreis aller Entwicklungen der Schöpfung als des Werkes Gottes im ganzen zu übersehen und ihre eigene in die Natur eingeborne allmähliche Menschwerdung im Sturm noch einmal zu durchleben und zu erkennen, wie dieser Weg sie beide mit Unvermeidlichkeit zueinander führen und vereinen mußte. Mit Geisterschritten durchgleiten, auf Geistesflügeln überschweben sie alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten, lassen sie hinter sich, um neue Schrecken in Erklimmen der letzten überirdischen Gebirgszacken zu suchen — die Gestirne umrollen sie, unter ihnen gähnen die ewigen Finsternisse — hundertmal will das Weib verzagen, der Mann reißt immer neu sie empor — bis die Fluten ewigen Lichtes sich über sie ergießen. Das Letzte — die Gegenwart Gottes ist erreicht! Sie sind würdig befunden, einzugehen aus dem Gefängnis irdischen Leibes und irdischen Geschickes in die Unermesslichkeit eines neuen Lebens. Ihr Freitod im Blauen des tiefen Sees ist nur ein Bild und Gleichnis für diesen Uebergang.